

# Rheinische Volkszeitung

Telegramm-Adresse:  
Volkszeitung Wiesbaden.

Wiesbadener Volksblatt

Fernruf in Wiesbaden: Redaktion 6030,  
Verlag 636, in Oestrich 6, in Eltville 218.

Die Rheinische Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, mittags 12 Uhr.  
Haupt-Expedition in Wiesbaden, Friedrichstraße 30; Zweig-Expeditionen in Oestrich (Otto Etienne),  
Marktstraße 9 und Eltville (B. Bahig), Ecke Gutenberg- und Taunusstraße. — Ueber 200 eigene Agenturen.

Freitag  
11  
Dezember

Bezugspreis für das Vierteljahr 1 Mark 95 Pfg., für den Monat 65 Pfg., frei ins Haus; durch die Post für  
das Vierteljahr 2 Mark 37 Pfg., monatlich 77 Pfg., mit Postgebühren. — Anzeigenpreis: 20 Pfg. für die kleine Zeile  
für auswärtige Anzeigen 25 Pfg., Reklamazeile 1 Mk.; bei Wiederholungen wird entsprechender Nachlaß gewährt.

Regelmäßige Frei-Beilagen:

Wöchentlich einmal: Kämpfendes Infanterie-Unterjochblatt „Storno  
und Blumen“; wöchentlich „Religiöses Sonntagblatt“. Einmal  
jährlich: Sommer- und Winter-Flussfahrplan, Einmal  
jährlich: Jahrbuch mit Kalender.

Nr. 312 1914

32. Jahrgang.

## Ein großer Verlust zur See

### Drei Kreuzer gesunken

Berlin, 10. Dez. Laut amtlicher Nentermeldung aus London ist unser Kreuzergeschwader am 8. Dezember, 7 1/2 Uhr morgens, in der Nähe der Falkland-Inseln von einem englischen Geschwader unter dem Kommando des Vizeadmirals Sturdee gesichtet und angegriffen worden. Nach der englischen Meldung sind in dem Gefecht die Schiffe „Scharnhorst“, „Gneisenau“ und „Leipzig“ gesunken. Zwei Kohlendampfer sind in Feindeshand gefallen. S. M. S. „Dresden“ und „Märnberg“ gelang es, zu entkommen. Sie werden angehlich verfolgt. Unsere Verluste scheinen schwer zu sein. Eine Anzahl Überlebender der gesunkenen Schiffe wurde gerettet. Über die Stärke des Gegners, dessen Verluste geringer sein sollen, enthält die englische Meldung nichts.

\*

Die Nachricht von dem Verlust unserer drei Kreuzer wird in allen deutschen Herzen Begehr hervorrufen, wenn man auch seit langem darauf vorbereitet sein mußte, daß sie eines Tages der Uebermacht unserer Gegner erliegen würden. Ueber die Seeschlacht bei den Falkland-Inseln an der Ostküste Südamerikas, liegen Einzelheiten nicht vor. Man weiß auch nicht, wie stark das britische, vielleicht durch japanische und französische Schiffe noch verstärkte Geschwader gewesen ist. Vielleicht wird man das in nächster Zeit auch noch nicht erfahren. Denn wir sind auf englische Quellen angewiesen, und die englische Admiralität hat vielleicht ein Interesse daran, nicht bekanntzugeben, welche Schiffe sie vom Heimatgeschwader hat wegnehmen müssen, um unseren Kreuzern den Todesstoß zu versetzen. Aus dem Namen des Kommandeurs des britischen Geschwaders, des Admirals Sturdee, kann man mit einiger Sicherheit schließen, daß England von der Heimat schnelle große Schiffe auf die Jagd nach unseren Kreuzern entsandt hat. Denn dieser Admiral erscheint in der Rangliste der englischen Flotte als der Chef des englischen Admiralsstabes, und weiter kann man aus englischen Quellen darauf schließen, daß ein bestimmtes Geschwader formiert worden ist, und daß dieses Geschwader etwa 38 der modernsten Schiffe umfaßt. Gegenüber einer solchen Uebermacht waren natürlich unsere schwach armierten Kreuzer wehrlos, zumal sie vorwiegend auf die Geschwindigkeit der englischen Schiffe viel größer war als die unserer älteren Panzerkreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“. Auch in der Panzerung konnten unsere Schiffe einen Vergleich mit den modernen englischen Großschiffen nicht aufnehmen. Es ist überhaupt bewundernswert, daß sich diese deutschen Schiffe seit vier Monaten auf hoher See halten konnten. Es fehlte ihnen jeder Stützpunkt, an dem sie ihre Munition und ihre sonstige Ausrüstung ergänzen konnten. Sie hatten keine Gelegenheit, irgendwo in den Tropen, um den in den Tropen schnell bewachsenen Schiffsboden wieder zu säubern. Sie waren gezwungen, auf offener See zu kochen, und vielleicht — darauf beruht die Wegnahme der beiden Kohlenbegleitschiffe hin — waren unsere Kreuzer gerade bei der Uebernahme von Kohlen, als die englische Uebermacht nahte. Die Falkland-Inseln sollten ihnen vielleicht etwas Schutz bieten gegen die die Kohlenübernahme sehr erschwerende hohe See.

Die beiden kleinen Kreuzer „Dresden“ und „Märnberg“ sind nach der englischen Meldung entkommen, sie sollen aber verfolgt werden, und deshalb ist es gut, sich auch schon jetzt mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß auch sie eines Tages von der englischen Uebermacht gefaßt zu werden. Der Verlust an Menschenleben, den wir durch den Untergang unserer drei großen Schiffe erlitten haben, ist groß, die Zahl der Geretteten scheint nicht erheblich zu sein. Früher kann uns nur der Gedanke, daß sich diese tapferen Seeleute geopfert haben für Deutschlands Ehre und Größe und ihr Heldentum erscheint uns um deshalb noch viel größer, weil diese Braven seit langem schon gewußt haben werden, daß sie eines Tages ihr Leben einsetzen und hingeben müßten.

Die großen Kreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ gehörten zusammen mit den kleinen Kreuzern „Ende“ und „Märnberg“ zur ostasiatischen Station; sie hatten sich bekanntlich rechtzeitig der Einschließung in der Bucht von Kiautschou entzogen. Der kleine Kreuzer „Leipzig“ war auf der westamerikanischen Station, „Dresden“ auf der ostamerikanischen Station tätig. „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ waren beide 1906 vom Stapel gelassen und hatten gleiche Größenverhältnisse, Armierung und Besatzung; nur ihre Geschwindigkeit war verschieden, bei „Scharnhorst“ 23,8, bei „Gneisenau“ 22,5 Seemeilen, also wesentlich geringer, als die Geschwindigkeit der modernen Panzerkreuzer. Sie hatten 11.600 Tonnen Wasserdrängung und waren mit je 8 21-Zentimeter-, 6 15-Zentimeter- und 18 8,8-Zentimeter-Kanonen armiert. Die Besatzung jedes Kreuzers betrug 764 Mann. „Leipzig“, ein kleiner Kreuzer aus dem Jahre 1905, saßte 3250 Tonnen und hatte 23,5 Seemeilen Geschwindigkeit. Er war mit 10 Geschützen von 10,5-Zentimeter-Kaliber ausgerüstet und mit 323 Personen bemannt. Der kleine Kreuzer „Dresden“ 1907 vom Stapel gelassen, saßte

3650 Tonnen, hat 24,5 Seemeilen Geschwindigkeit, ist mit 12 Geschützen von 10,5 Zentimeter-Kaliber versehen und hat 361 Mann Besatzung. „Märnberg“, Stapellauf 1906, Größe 3470 Tonnen, Geschwindigkeit 23 Seemeilen, hat 10 Geschütze von 10,5-Zentimeter-Kaliber und eine Besatzung von 322 Mann.

### Gute Botchaft aus Ost und West

Großes Hauptquartier, 10. Dez., vorm. (amtlich). In der Gegend von Souaing beschränkten sich die Franzosen gestern auf heftiges Artilleriefeuer. Ein im östlichen Argonnenwalde auf Saquois und Bourneilles erneuter Angriff der Franzosen, kam nicht vorwärts und erstarb im Feuer unserer Artillerie. Der Gegner erlitt offenbar große Verluste.

Drei feindliche Flieger waren gestern auf die offene, nicht im Operationsgebiete liegende Stadt Freiburg im Breisgau 10 Bomben ab. Schaden wurde nicht angerichtet. Die Angelegenheit wird hier nur erwähnt, um die Tatsache festzustellen, daß wieder einmal, wie schon so häufig seit Beginn des Krieges, eine offene nicht im Operationsgebiet liegende Stadt von unseren Gegnern mit Bomben beworfen wurde.

Deftlich der masurischen Seen nur Artilleriekampf.

In Nordpolen, auf dem rechten Weichselufer nahm eine unserer dort vorgehenden Kolonnen Przasnjaj im Sturm. Es wurden 600 Gefangene und einige Maschinengewehre erbeutet. Links der Weichsel wird der Angriff fortgesetzt.

In Südpolen wurden russische Angriffe abgewiesen.

### Oberste Seeresleitung.

Der Tagesbericht bestätigt heute amtlich, daß Freiburg von französischen Fliegern bombardiert worden ist. Es ist gut, daß nunmehr das ganze neutrale Auslands offiziell Mitteilung darüber erhält, wer Bombenwürfe auf nicht im Operationsgebiete liegende Städte vornimmt. Bisher hat man vielfach die deutsche Seeresleitung gescholten, weil sie der Tätigkeit der Flieger nicht Einhalt geboten habe. Gefährlich erfolgte eine Darstellung, als ob nur die Deutschen von dem Luftkampf Gebrauch machten. Tatsächlich waren es zuerst die Franzosen. Jetzt ist allen einseitigen Vorwürfen der Boden entzogen. Von Bedeutung wird das hinsichtlich für die Zukunft werden; denn ganz Deutschland nimmt an, daß die Luftschiffe für die Zukunft eine ganz besondere Verwendung finden werden. Dann dürfte es Engländern und Franzosen schwer fallen, mit moralischer Entrüstung die Welt in ihren Vannkreis zu ziehen.

In Argonnenwalde haben die Franzosen wieder einen Offensivvorstoß unternommen. Wie immer, so brach auch diesmal der Angriff unter dem Feuer der Artillerie zusammen. Große Verluste waren der einzige Erfolg.

Eine definitive Entscheidung in Nordpolen an der Weichsel ist noch nicht erfolgt. Die Kämpfe dauern noch immer fort. Aber die Meldung der Obersten Seeresleitung beweist, daß es auf unserer Seite vorwärts geht. 600 Gefangene und einige Maschinengewehre sind die vorläufige Abschlagszahlung. Wir dürfen uns auf gute Nachrichten gefaßt machen, um so mehr als aller Voraussicht nach es um Geschütze und Munition bei den Russen denkbar schlecht bestellt ist. Rußland kann keine Zufuhr aus dem übrigen Europa bekommen. Sehr erfreulich war die gestrige Mitteilung, daß Bulgarien die Durchfuhr von 300 Kanonen und 250 Mitrailleusen verweigerte; sie müßten nach Frankreich zurückgeschickt werden. Bei den ungeheuren russischen Verlusten an Geschützen helfen auch die größten Vorräte auf die Dauer nicht mehr.

Mittlerweile machen auch die Oesterreicher ganze Arbeit in den Karpathen und Galizien. Immer mehr müssen sich die Russen aus den Karpathen zurückziehen. Auch aus Galizien liegen erfreuliche Nachrichten vor. Ein Telegramm besagt darüber:

10 000 Russen gefangen

Wien, 10. Dez., mittags. Amtlich wird verlautbart: In Polen verlief der gestrige Tag an unserer Front ruhig. Ein vereinzelter Nachtangriff der Russen im Raume südwestlich Nowo-Radomsk wurde abgewiesen.

In Südgalizien brachten beide Gegner starke Kräfte in den Kampf. Bisher wurden hier über 10 000 Russen gefangen genommen. Die Schlacht dauert auch heute fort. Unsere Operationen in den Karpathen führten bereits zur Wiedergewinnung erheblicher Teile des eigenen Gebietes.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:  
v. Höfer, Generalmajor.

### Vom serbischen Kriegsschauplatz

Wien, 10. Dez. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich unterm 9. Dezember gemeldet: Ein Teil unserer Truppen stieß westlich von Mlanowatsch auf starke feindliche Kräfte und konnte nicht durchdringen. Um den feindlichen Vorstoß aufzuhalten, wurden einzelne Teile in günstig belegene Abschnitte befohlen.

Südlich Belgrad ging unsere Offensive vorwärts. Am 8. Dezember haben wir 20 Geschütze und einen Schminwerfer erobert und zahlreiche Gefangene gemacht.

### Montenegro am Ende

Petersburg, 10. Dez. Nach der „Nowoje Wremja“ treffen in Briefen aus Cetinje sehr pessimistische Nachrichten ein, nach denen Montenegro am Ende seines Widerstandes angelangt sei.

### Der japanische Räuber

\* Unerfättlich ist des japanischen Feindes Gier. Er ist in den Krieg eingetreten, um sich schnell zu bereichern. Auf allen Gebieten der Kultur und Zivilisation, auf dem Gebiete der Seeres- und Luftbildung und Strategie hat er sein Wissen aus Deutschland bezogen. Was wäre Japan heute ohne seine deutschen Lehrmeister? Hinsichtlich struppeloser Geschäftspolitik freilich hat Japan England zum Muster und Vorbild gewählt. Der gegenwärtige Krieg ist Englands Gewinnsucht entsprungen und aus Gewinnsucht trat auch Japan in den Krieg ein.

Zuerst wurde Kiautschou als Opfer der japanischen Geschäftspolitik ansersehen. Aber wegen einer kleinen Kolonie in den Kampf einzutreten, das lohnt sich wirklich nicht. Betritt man einmal den Standpunkt, daß der Krieg ein Geschäft sei, dann darf man sich nicht mit kleinem begnügen, dann muß der Wurf ins Große gelingen. Und darum ist absolut nicht verwunderlich, wenn jetzt der schließliche Mann weiter Ausschau hält. Von Deutschland ist nichts mehr zu hören. Will man sich weiter bereichern, so ist es notwendig, Stücke aus dem Fleische der Verbündeten herauszuschneiden.

Durch die französische Presse ist bekannt geworden, daß Japan zu Anfang September sich bereit erklärt hat, 10 Armeekorps auf den europäischen Kriegsschauplatz zu senden, falls Frankreich auf Indochina verzichten würde. Indochina ist eine der wichtigsten französischen Besitzungen. An Größe übertrifft sie das deutsche Reich um rund 125 000 Kilom. Die Einwohnerzahl beträgt 20 Millionen. Die Ausfuhr aus diesem Land hat 200 Millionen Mark längst überschritten. An wichtigen Kolonialprodukten liefert Indochina hauptsächlich Reis. Dazu kommen nennenswerte Exporte von Zinn, Fischen und Baumwollgarn. Diese Kolonie hat schon lange bei den Japanern Sehnsucht erweckt. Um in ihren Besitz zu gelangen, gehen sie ähnlich vor, wie sie es in der zweiten Hälfte des August gegen Deutschland getan haben. Auch Kiautschou wollte man auf dem Wege des Vertrages erwerben. Man glaubte, die Not in Deutschland sei so hoch gestiegen, daß ein erpresserisches Ultimatum genügen würde. Aber die deutsche Regierung lehnte jedes Eingehen auf die japanische Forderung ab.

Ganz in der gleichen Weise will Japan aus den französischen Räten Kapital heraus schlagen. Man macht den lieben Verbündeten freumblicker Weise darauf aufmerksam, daß innerhalb 20 Jahren Indochina sowieso in den Besitz Japans fallen würde. Da sei es doch besser, heute schon die Transaktion vorzunehmen, umso mehr, als Japan — selbstlos wie es nun einmal ist —, dann zehn Armeekorps den Franzosen zu Hilfe schicken will. Zu Anfang September hat Frankreich eine solche Forderung abgelehnt. Aber weite Kreise machen heute Propaganda dafür, daß die Forderung bewilligt und Indochina abgetreten wird. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß die immer mehr steigende Verlegenheit der Franzosen sie zu einem Schritt veranlaßt, der einem vollkommenen politischen Selbstmord gleichbedeutend wäre.

Freilich werden die Franzosen bei ruhiger Ueberlegung sich selbst sagen müssen, daß die Abtretung Indochinas doch ein gewagtes Experiment ist. Denn wer weiß, ob Japan dann seine Bepfechtungen einhalten und schleunigst Truppen herüber senden wird. Aber auch dann, wenn Japan seine Vertragspflichten erfüllte, wäre die Hoffnung auf durchgreifende Hilfe doch noch nicht auf Granit gebaut. Der Sueskanal ist gesperrt. Auf einem unendlich weiten Wasserwege durch den indischen und atlantischen Ozean müßten die Truppen befördert werden. Und ebe die 10 Armeekorps in Frankreich stehen und den Kampf beeinflussen, ist mittlerweile wieder ein ganzes halbes Jahr vergangen. Schwierigsten grenzenloser Art würden sich auch einstellen, wenn die Truppen nach Rußland entsandt werden sollten. Darum ist das Risiko, das Frankreich durch die Abtretung Indochinas eingehen würde, außerordentlich groß.

Vor den Japanern brauchen die Deutschen also vorläufig keine Angst zu haben. Aber in den Herzen mancher Franzosen und Engländer wird es traurig aussehen. Der japanische Bundesgenosse ist keine wertvolle Dille, sondern er stellt sich immer mehr als Leichenhändler heraus, der auf den Wiserfolgen seiner europäischen Verbündeten die Zukunftsherrschaft aufbaut. Die Engländer werden einst den Tag verfluchen, da sie Japan auf das deutsche Reich hobten. Von Deutschland kann Japan nicht viel erwerben. Will es seine Macht und sein Reich vergrößern, dann müssen Frankreich und England bluten. Das ist japanische Geschäftspolitik. Das Jahr 1914 wird ein Wendepunkt in der Weltgeschichte infolgedessen bleiben, als die außereuropäische Herrschaft Englands und Frankreichs von Japan angetreten wird.

Rußland gibt den Fall von Lody zu

Berlin, 11. Dez. Der große russische Generalstab äußert sich endlich zu dem Fall von Lody. Er bemerkt dazu: „Die deutsche amtliche Mitteilung sagt, daß die Russen bei der Räumung von Lody ungeheure Verluste gehabt hätten. Das Vertrauen, das Lody verdient, geht aus der Tatsache hervor, daß sich die russischen Truppen von Lody am 6. Dezember gegen Mittag zurückgezogen haben und daß die Deutschen während 15 Stunden vor unseren leeren Schützengräben unbeweglich blieben. Unsere Angriffe hatten sie mehr als 10 000 Mann gekostet und waren derart, daß sie nicht mehr vorzurücken wagten. Erst nachdem festgestellt worden war, daß sie niemand vor sich hatten, zogen die Deutschen in die Stadt ein. Beim Wechseln unserer Stellungen in der Gegend von Lody haben wir keinen Mann verloren. Wir haben diese Manöver erst ausgeführt, als wir die Gewißheit hatten, daß die Deutschen vollständig darauf verzichteten würden, diesen Distrikt anzugreifen. Unser Manöver ist also gänzlich unabhängig von einem Druck des Feindes.“

Schon die Tatsache, daß die Russen drei Tage lang den Fall Lody verheimlichten, nimmt ihrer beschönigenden Darstellung jeden Wert. Daß sie die Meldung der deutschen Seeresleitung in Zweifel setzen, wonach die Russen ungewöhnlich schwere Verluste erlitten, mündert uns nicht. Daß diese Verluste „bei der Räumung von Lody“ erlitten wurden, was der russische Generalstab in Abrede stellt, hat die deutsche Seeresleitung niemals berichtet; natürlich wurden den Russen die riesigen Verluste in offener Schlacht beigebracht. Da die Deutschen die Schlachtfelder eroberten, sind sie in der Lage, die russischen Verluste zu schätzen; die uns zuverlässig bekannt gewordene Tatsache, daß die Kavallerieverfolgung durch die massenhafte herumläufenden Haufen russischer Leichen behindert wurde, ist schon einen Schluß auf den Umfang dieser Verluste zu. Kein willkürlich ist dagegen die russische Schätzung der deutschen Verluste, da die Russen das Kampfgebiet aufgeben mußten und daher nur auf Mutmaßungen angewiesen sind.

Verstärkung Serbiens durch russische Regimenter?

Bukarest, 10. Dez. Die serbische Armee ist nach hier vorliegenden Nachrichten durch fünf russische Regimenter verstärkt worden, die am 27. Oktober von Archangel abgingen und am 29. November in Antivari einetroffen sein sollen. Ein weiterer Transport nach Antivari sei unterwegs.

Mißstimmung zwischen Rußland und Frankreich

Stockholm, 10. Dez. In Rußland verbreitet sich ein beachtenswertes Mißtrauen gegenüber den Westmächten, denen man vorwirft, sie lassen die Russen im entscheidenden Augenblick im Stich und überlassen ihnen alle schweren Opfer allein. „Aftenblad“ wird hierüber aus sicherer Quelle aus Petersburg gemeldet: An maßgebenden russischen Stellen herrscht große Enttäuschung darüber, daß die Verbündeten in Frankreich sich während der blutigen Kämpfe in Polen einfach ruhig verhielten. Hierdurch allein wurde es den Deutschen möglich, bedeutende Truppenmassen von Westen nach Osten zu transportieren.

Pariser Hoffnungen

Kopenhagen, 10. Dez. „Politiken“ erzählt aus Paris, daß man dort den Kampf in Polen mit lebhaftem Interesse verfolgt. Der „Temps“ schreibt, die Schlacht bei Lody dauert an. Wenn die Deutschen und Österreicher sich fortwährend an eine Defensive auf der Linie Weichsel-Warthe halten, wird die Folge sein, daß der Krieg ins Endlose hinausgezogen wird. Die englische Presse behauptet, die Russen beabsichtigen nicht, die Deutschen bis zur Grenze zurückzuwerfen. Die Furcht vor event. Ereignissen in Schlesien sei zweifellos die Ursache, daß die Deutschen um Lody so maßlose Anstrengungen machen. Sie hoffen, dadurch den Vormarsch der Russen gegen Schlesien zu verhindern.

Der „Temps“ ist darüber erkaunt, daß die Deutschen den Russen so zahlreiche Armeekorps gegenüberstellen können. Er kann diese Tatsache nur damit erklären, daß ein Transport deutscher Truppen von Westen nach dem Osten stattgefunden habe. Das Blatt hält den Augenblick dafür für gekommen, daß die französische Armee die Offensive ergreife. Bei der Ueberlegenheit der 75 Millimetergeschütze, sowie der schweren Artillerie über die deutsche sei hierzu die Möglichkeit gegeben, ohne daß große Opfer an Soldaten gebracht werden müßten.

Die „Aberde“ meldet, daß, falls kein besonderes Ereignis eintrete, alle Minister mit ihren Sekretären und ihrem Personal nach Paris zurückkehren würden. Nur der Kriegsminister wird vorläufig noch wegbleiben, da der Geschäftsgang des Kriegsministeriums in vollem Betriebe sei und die Arbeiten durch eine Uebersiedelung nicht aufgehalten werden dürfen.

Kein Brand in Ostende

Berlin, 10. Dez. Zu dem Gerücht über einen Brand in Ostende wird gemeldet, daß sich die Nachricht von dem Brande nicht bestätigt. Der Zustand ist unverändert. Andere Gerüchte, wie z. B. die Einnahme von Dünkirchen durch die Verbündeten sind ebenso unbegründet.

Der Krieg der Türkei

Türkische Fortschritte im Kaukasus

Konstantinopel, 10. Dez. Amtlicher Bericht. Eine Grenzabteilung hat im Kaukasus Taouchard, im Norden von Ost, besetzt. Unsere an der Grenze von Aserbeidschan operierenden Truppen sind bis Somah und Dihar, im Osten des Bilajets San, vorgeückt.

Russische Minen im Schwarzen Meer

London, 10. Dez. Wie hierher gemeldet wird, kündigt die russische Regierung an, daß sie aus militärischen Erwägungen heraus gewungen sei, im Schwarzen Meere vor der russischen und türkischen Küste Minen zu legen. Unter diesen Umständen erleidet die neutrale Schifffahrt im Schwarzen Meer große Schwierigkeiten.

Der Zar in Tiflis

London, 10. Dez. Nach einem Telegramm aus Tiflis soll dort der Zar angekommen sein. Es wäre das erstmal seit Jahrhunderten, daß Tiflis von einem Zaren besucht wird.

Was geht in Marokko vor?

Zürich, 9. Dez. Die französische Zensur unterdrückt seit einigen Tagen alle Nachrichten über die Lage in Marokko. Berlin, 9. Dez. Es wird bekannt, daß Frankreich die Absicht habe, zwei Armeekorps nach Marokko zu senden.

Die Haltung der Vereinigten Staaten

Newyork, 10. Dez. Die am meisten beachtete Stelle der Präsidentenbotschaft lautet wörtlich: „Als Hüter des Friedens und der Eintracht müssen wir außerordentlich unsere Sonderstellung pflegen, welche die wertvollste im jetzigen Augenblicke ist. Ich hoffe, daß unser guter Ruf gute Früchte für alle zeitigt und uns die selten andern Völkern gebotene Gelegenheit gibt, zum Frieden zu raten und zu helfen. Die Zeit ist nahe, wo verschiedene europäische Länder unsere Hilfe und unsere Arbeit wie nie zuvor brauchen werden. Die Vereinigten Staaten müssen mit ihren Energiequellen und der Produktivkraft dafür bereit sein.“

Von den amerikanischen Problemen betonte Wilson die Notwendigkeit der Vergrößerung der Handelsflotte, wofür dem Hause eine Vorlage zugehen wird, und der Verstärkung der Kriegsschiffe als wichtigsten Werkzeuges der ameri-

kanischen Verteidigung. Amerika sei jeder Gefahr gewachsen und brauche nicht in ein Militärlager umgewandelt zu werden, solle sich nicht auf ein stehendes Meer, sondern auf die Gesamtheit der waffenfähigen Männer stützen.

Wilson's Vorhoff ist beruhigend für die Geschäftswelt, aber seine Ansichten über die nationale Verteidigung mißfallen im Volke, welches härtere Rüstungen fordert.

Der Bornaufstand

Amsterdam, 10. Dez. General Votha erließ folgende Erklärung: „Der Aufstand ist nun in der Tat beendet. Die hauptsächlichsten Führer sind tot oder gefangen, und allein nur noch einzelne zerstreute Banden bleiben übrig, gegen die ein militärisches Auftreten nicht mehr nötig ist, sondern einfach polizeiliche Maßnahmen ergriffen werden können. Diese schnelle, wohlgeplante Beendigung einer Bewegung, die anfänglich eine sehr weitverbreitete Rebellion zu werden schien, die durch die bestmöglichen Kräfte geleitet wurde, ist vor allen Dingen dem prächtigen Aufmarsch unserer Feldmacht zu danken, und in zweiter Linie der aufrichtigen und einträchtigen Unterstützung, die der Regierung von allen Teilen der Bevölkerung in dieser Krisis zuteil wurde. Unsere Opfer an Blut und Geld sind sehr beträchtlich, aber ich glaube, daß sie nicht außerhalb des Verhältnisses sind zu den großen Erfolgen, die wir jetzt erlangt haben und die auch in Zukunft für Afrika zu erwarten sind.“

Waris und Kemp ist es gelungen, sich auf deutsches Gebiet zu flüchten, von hier aus werden sie, ausgerüstet mit neuen Waffen und Kanonen und gestützt von ihren deutschen Bundesgenossen, versuchen, in das Gebiet der Union einzufallen. Unsere nächste Pflicht ist es also, dieser Gefahr entgegenzutreten und unmöglich zu machen, daß Deutsch-Südwestafrika jemals wieder in der Zukunft als eine sichere Basis gebraucht werden kann, von wo aus der Friede und die Freiheit der Union bedroht werden kann. Ich hoffe und vertraue, daß das Volk auch gegenüber dieser Gefahr mit ebenso großer Kraft handeln wird, wie es sie gegenüber dem Aufruhr gezeitigt hat.“

Votha versucht also, trotz der schlimmen Erfahrungen, die er gemacht hat, als er die Buren zum Kampfe gegen Südwestafrika zum erstenmale aufforderte, wiederum die alte Politik, die ihm von England auferlegt worden ist, fortzusetzen. Ob er diesmal glücklicher damit sein wird, steht hier in Frage, zumal da es den Buren als eine Deutschei sondergleichen vorzukommen muß, wenn Votha, der sich in den Dienst Englands stellt, den Buren weismachen will, daß die Freiheit der Union von Deutsch-Südwestafrika bedroht werden könne.

Die Friedenssehnsucht der Franzosen

Daß die Franzosen viel von ihrer Kriegsgreuligkeit und ihrer Bündnisfreundschaft für die Engländer eingebüßt haben, hat schon so mancher Vorfall in letzter Zeit bewiesen und man kann es auch den folgenden zwei Feldpostbriefen entnehmen. Der eine kommt aus der Nordwestecke Frankreichs und lautet:

Hier sieht es bald nach Frieden aus. Western haben sich einige unserer Leute mit den Franzosen verständigt. Das gab einen regen Verkehr zwischen den beiderseitigen Schützengräben. Die Franzosen hatten großen Mangel an etwas Rauchbrenn. Wir gaben ihnen Zigaretten und Zigarren und sie uns Fleisch und Schokolade dafür. Einer der Nothosen sprach perfekt Deutsch und machte den Unterhändler. Er kam zunächst allein an unseren Schützengräben; bald traf er mehr ein und wir gingen zu ihnen. Schließlich wurde der Verkehr so reg, daß zur Verbindung beiderseits Posten ausgestellt wurden. Die Franzosen sagten uns alle: „Nix Krieg“; sie wollen heim und der Dolmetscher meinte, es sei genug geschossen worden. Sie alle hätten Friedensbedürfnis und zudem Heimweh nach Frau und Kind. „Ja, wenn Eure Freunde, die Engländer, nicht wären“, wir darauf, „sönnten wir uns schon vertragen.“ Diese schären stets und die Kanallerei geht wieder los.

Der andere Brief ist der „Barole“ zur Verfügung gestellt worden und kommt aus der Gegend von Verdun. „Ich bin heute“, so berichtet der Briefschreiber, „als Befehlshaber in B., etwa fünf Kilometer von S. Deute schneit es schon den zweiten Tag egal weg. Jetzt fängt's auch schon langsam an zu tauen. Das macht weiter nichts. Die Hauptfrage, daß der Franzmann morgens seine Anzahl belegter Brodchen von der Artillerie bekommt, dann hat er den ganzen Tag wieder Ruhe. Gestern brachten drei Infanteristen 20 Gefangene bei uns ins Dorf. Sie erzählten, daß sie schon drei Wochen im Schützengräben liegen und weder hin noch her können, denn unsere deutsche Infanterie liegt nur 10 Meter im Schützengräben vom Franzmann entfernt und unsere können jede Bewegung beobachten. Der Hunger hat nun die Franzosen rausgetrieben. Dann haben sie auch erzählt, wenn wir Deutsche nochmals gegen England ziehen, dann wollen die Franzosen mit uns mitkommen. Wir haben ihnen natürlich erzählt, daß wir den Engländer auch allein noch vornehmen. Da machten sie erkaunte Gesichter.“

Die Heizer in Italien bei der Arbeit

Mailand, 9. Dez. Der „Corriere della Sera“ meldet: „Die Lage in Avulien ist infolge der Arbeitslosigkeit und der steigenden Lebensmittelpreise ernst. Die Erregung wächst. In Barletta wurde der Generalfreik erklärt. Es kam zu Tumulten, in deren Verlauf die Menge die Unterdrückung mit Steinen bewarf. Auch in Cerignola wurde der Generalfreik erklärt.“ Schon die Quelle, aus der diese Mitteilung fließt: der dreihundertköpfige „Corriere della Sera“, deutet darauf hin, daß soziale Unruhen anscheinend künstlich ins Werk gesetzt werden sollen, um auf diese Weise die Regierung zur Teilnahme am Kriege an der Seite unserer Feinde zu nötigen.

Ein neuer Trick der Russen

Ueber ein neues Mittel der Russen, unsere Soldaten beim Angriffe zu täuschen, schreibt ein Bisfeldwebel von der Armee Hindenburg u. a. folgendes:

„... Einem eigenartigen Trick haben kürzlich die Russen angewandt. Sie ließen einen endlos langen, ungefähr zwei Meter breiten weißen Leinwandstreifen vor ihren Schützengräben hertragen und krochen dahinter heran. Unsere Augen hatten sie zwar infolge des Schnees getäuscht, aber die Ohren waren nicht zu täuschen. Sie wurden mit Maschinengewehrfeuer geföhrend empfangen und zurückgeschlagen. Hätten Sie es anders erwartet?“

Lagerfeuer aus englischen Laufgräben

Der „Times“ wird von einem englischen Offizier aus Nordfrankreich geschrieben:

„... Das einzige Warme, was wir in den Laufgräben bekommen, ist der Abendtee. Da aber die Deutschen ganz genau wissen, wie unsere Wählzeiten eingeteilt sind, so schäden sie als Jagde stets ihre „Johnsons“ (Schrapnelle). Als wir uns kürzlich in einem Viehstall etwas ausdrückten, näherte sich uns das Artilleriefeuer in höchst bedenklicher Weise. Es ist deutscher Brauch, zuerst das eine Ende eines Laufgrabens unter Feuer zu nehmen und ihn dann allmählich bis zum anderen Ende zu bestreichen, und zwar so lange, bis sie meinen, wir hätten genug davon. Wir warteten, bis eine Granate durch das Dach unseres Stalles schlug und entfernten uns dann schleunigst. Es regnete Eisen, wovon ein paar arme Kerle getroffen wurden. Die deutschen Artilleristen müßten wohl Lurzen haben, denn kaum stehen ein paar Leute beisammen, so kommen auch schon die „Johnsons“ angefaßt, und zwar mit unheimlicher Genauigkeit. Eine geradezu erschreckende Wirkung äußern ihre Brisanzgranaten. Ich sah eine solche in einen ziemlich großen Bauernhof einschlagen. Als die Rauch- und Staubwolke sich verzogen hatte, lag an derselben Stelle ein großer roter Trümmerhaufen. Solcherweise werden ganze Dörfer vernichtet. Vor einigen Tagen fiel eine solche Granate in das Zimmer, in dem wir saßen. Die ganze Seitenmauer stürzte ein. Drei der Unrigen waren tot, viele verwundet. Ich kam mit 24 Stunden Kopfschmerz davon.“

Ein englischer Soldat schrieb nach Hause:

„Es ist wirklich von Lachen, wenn man, vom erhöhten Beobachtungsposten aus, dann und wann Hände über dem Laufgraben sichtbar werden sieht, die nach dem abgefallenen Bajonett greifen, um es wieder aufzupflanzen. Man weiß ja nicht, ob man es nötig hat. Hundert Schritte Abstand vom Feind ist nicht viel. Wir glaubten, man habe uns in unseren Laufgräben ver-

gessen. Viele Stunden schon warteten wir auf Abblüfung. Da machten wir Zeichen. Ein paar tapfere Kameraden in einer Hütte, dicht bei unserm Graben, glaubten, wir hätten Hilfe nötig und krochen zu uns. Aber unser Graben war voll. Das sah unsere deutsche „bis-a-bis“ und liehen Kugeln und Schrapnelle regnen, bis wir austreten mußten. Juvor kroch ein Sergeant rückwärts, um Instruktionen zu holen. Aber er kam nicht weit. Die deutschen Scharschützen jagten ihm zwei Kugeln durch den Arm und zwei in die Seite. Nun kroch ich los. Die Deutschen trafen mich nicht, denn es war inzwischen dunkel geworden, aber unsere eigenen Leute im Rücken, die glaubten, die Deutschen kämen, schossen wie toll auf mich und den Rest. Wir wieder in den Graben, der immer noch von den Deutschen unter Granatfeuer genommen wurde, da sie meinten, wir gingen zum Angriff vor. Wir gaben keinen Bisslerling mehr für unser Leben. Alles Ding hat ein Ende. Auch die Schieberei. Wir wurden abgelöst und, als Vergütung für den ausgestandenen Schreden, wurden wir — in einen anderen Laufgraben geschickt.“

Unwetter in Flandern

Das Wetter in Flandern war in der letzten Woche fürchterlich. Der Regen gestaltete, wie es heißt, die künstlich Ueberflutung noch fürchterlicher. Nach einer Meldung äußerte sich die französische Blätter pessimistisch über die Lage, wogegen noch das Ausbleiben der Japaner komme.

Flottenangriff auf die Dardanellenforts

Berlin, 10. Dez. Wie nach Mailänder Zeitungen aus Athen gemeldet wird, sei der neue englisch-französische Flottenangriff auf die Dardanellenforts vollständig gescheitert.

Ein deutscher Flieger über Commercy

Berlin, 9. Dez. Wie dem „Berliner Volksanzeiger“ aus Kopenhagen gemeldet wird, erschien gestern ein deutscher Flieger über Commercy und warf Bomben auf den Bahnhof ab. Mehrere französische Flieger auffliegen, um auf den Deutschen Jagd zu machen, verschwand dieser. Französische Blätter berichten noch, daß sich die deutschen Flieger einer neuen Erfindung bedienen. Sie führen eine Vorrichtung mit, die große Rauchwolken entwickelt, durch die sich der Flieger, wenn er angegriffen wird, eine Zeitlang unsichtbar machen kann.

Besserung im Befinden des Kaisers

Berlin, 10. Dez. Das Befinden Seiner Majestät des Kaisers und Königs hat sich erheblich gebessert. Der Koryth ist im Rückgange, die Temperatur normal.

Ueber die Bekämpfung feindlicher Schützengräben

Schreibt unser militärischer Mitarbeiter: Das langsame Vordringen des deutschen Angriffs auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist zumteil mit darauf zurückzuführen, daß die Bekämpfung feindlicher Schützengräben außerordentlich schwer ist und daß die in ihnen befindlichen Gegner sich einer verhältnismäßigen Sicherheit erfreuen. Solange aber die Verteidiger nicht derartige Verluste erlitten haben, daß ihre Widerstandskraft gebrochen ist, kann ein Sturmangriff gegen die Befestigungen nicht ausgeführt werden, denn im Moment des Vorgehens besetzen die bis dahin vollkommen gedeckten Feinde die vorderen Linien und weichen durch ihr Feuer jeden Angriff ab. Die Voraussetzung also für die Eroberung der feindlichen Stellung bildet die vorhergehende Vernichtung des Gegners.

Die Schwierigkeiten, eine solche herbeizuführen, liegen aber hauptsächlich darin, daß es sehr schwer ist, den in feindlichen Befestigungen befindlichen Gegner überhaupt zu treffen. Wird mit Schrapnelle gegen die feindlichen Stellungen geschossen, so bleiben diese gegen alle Unterstände vollkommen unwirksam, weil die kleinen Schrapnellkugeln die Deckungen nicht durchschlagen können. Wird das Feuer gegen die Schützengräben selbst gerichtet, so ist die Wirkung auch eine sehr geringe. Der Schrapnellkegel, innerhalb dessen die einzelnen Schrapnellkugeln ausbreiten, hat zwar eine große Tiefenwirkung, ist aber außerordentlich flach. Infolgedessen geht der vordere Teil der Kugeln einfach in die Brustwehr oder in den Boden, der hintere Teil geht über die Schützengräben hinweg, ohne den in ihnen befindlichen Gegner zu treffen. Daß ist natürlich dann der Fall, wenn der Gegner die Schützengräben senkrecht tief in den Boden eingeschnitten hat, so daß er sich unmittelbar dicht hinter der Deckung befindet, und wenn er ferner in die hoch aufgeworfene Deckung besondere Schießscharten eingeschnitten hat, so daß auch Kopf und Brust vollkommen gedeckt sind.

Däufig werden außerdem noch besondere Schrapnellwehren errichtet, die gegen jede von oben kommende Kugel sichern. Will man die Unterstände selbst zerstören, so kann dies nur durch Vollgeschosse namentlich aus Steilfeuergeschützen erfolgen. Da aber die Länge der einzelnen Unterstände nicht genau bekannt ist, wird eine Wirkung nur möglich sein bei einem außerordentlich großen Munitionsaufwand und entsprechend langer Zeit. Dabei die Unterstände eine große Stärke erhalten, so genügt auch das Feuer der Feldhaubitzen dagegen nicht mehr, sondern es muß zu schwereren Kalibern gegriffen werden. Die Anzahl solcher schwerer Geschütze, die eine Armee mit sich führen kann, wird aber immer nur eine ganz beschränkte sein, und auch die Munitionsvorhaltung wird wegen des großen Gewichtes des einzelnen Geschosses bedeutende Schwierigkeiten bereiten.

Kommen im Laufe des Gefechtes die beiden vorderen Linien immer näher aneinander heran, so wird allmählich der Zeitpunkt eintreten, wo die feindliche vordere Linie von der Artillerie überhaupt nicht mehr beschossen werden kann, weil sowohl die eigenen Truppenteile durch das Feuer gefährdet werden. Auch bei der besten Munition und sorgsamsten Bedienung kann es infolge der unvermeidlich durch die Luft, Witterungseinflüsse und durch die Verschiedenheit des Materials herbeigeföhrtren Streuung der Punkte, auf dem das Geschöß einheitlich oder wo es in der Luft explodiert, gerichtet ist, nicht auf den Meter genau einschlagen oder in der Luft platzen. Die einzelnen abgegebene Schüsse geföhren stets einen bestimmten Raum, dessen Größe von der Geschößart und dem Kaliber abhängt. Uebersteigt diese Streuungsszone die Entfernung der beiden Schützengräben, so muß das Feuer eingestellt oder auf rückwärts befindliche Teile verlegt werden. Wenn daher die Schützengräben, wie es jetzt auf dem westlichen Kriegsschauplatz der Fall ist, sich häufig auf 50 bis 100 Meter genähert haben, so können sie einfach nicht mehr von der Artillerie beschossen werden.

Um diesen fiderlich sehr unerwünschten Zustand zu befeitigen, sind die verschiedenartigsten Mittel dagegen angewandt worden, und gerade die ausländischen Zeitungen haben in der letzten Zeit viel von diesen Mitteln berichtet. Sie sind übrigens keine neuen Erfindungen, sondern bereits in früheren Kriegen zur Verwendung gekommen und allgemein bekannt. Namentlich sind sie von den Japanern im letzten mandchurischen Feldzuge verwendet worden. Es sind dies zunächst kleine, sehr bewegliche Handmörser, die nur eine geringe Schußweite von ca. 300 bis 400 Metern haben und ihre Bomben in hohem Bogen schleudern. Sie können von den Mannschaften in die vordere Linie getragen und in den Schützengräben selbst aufgestellt werden. Ihre Bedienung ist so leicht, daß sie von jedem Infanteristen schnell erlernt werden kann. Da diese Handmörser in der vordersten Linie selbst verwendet werden, ist eine Geföhderung der eigenen Truppen gänzlich ausgeschlossen. Weiter kommen Handgranaten inbetracht, die von den Schützen selbst mit der Hand geschleudert werden. Sie kommen namentlich kurz vor dem Sturm auf den nächsten Entfernungen, oder bei Ausführung des Sturmes selbst zur Verwendung.

Schließlich, wenn alle diese Mittel unwirksam bleiben, ist man auf die Anwendung des Minenkrieges angewiesen. Dieser ist ein altes Kriegsmittel, das in früheren Kriegen zu großer Vervollendung ausgebildet wurde, aber allmählich zur Vergessenheit gekommen war und erst im russisch-japanischen Feldzuge wieder angewandt wurde, als alle anderen Mittel, die russischen Befestigungen zu zerstören, versagten. Seitdem ist der Minenkrieg wieder bei allen Heeren eingeföhrt worden. Die Festungsbauwerke werden in ihm besonders sorgfältig ausgebildet. Bisher war aber der Minenkrieg auf das Gebiet des eigentlichen Festungskrieges

beschränkt. Seitdem aber der Stellungskrieg, wie er sich auf dem westlichen Kriegsschauplatz herausgebildet hat, immer mehr den Charakter eines Stellungskrieges angenommen hat, sind auch die Minen in diesem Kriege wieder zur Verwendung gekommen. Wenn es nicht möglich ist, den Gegner durch das Feuer der Artillerie von oben zu vernichten, so muß man versuchen, ihm von unten aus beizukommen. Die Herstellung der Minengänge und ihr Vortreiben auf 50 bis 100 Meter erfordert aber naturgemäß viel Zeit und kann nur von dem dazu besonders ausgebildeten Personal ausgeführt werden. Mit Hilfe aller dieser angeführten technischen Hilfsmittel versucht man auch, den Gegner in seinen festen Unterständen und auch in den tief eingeschnittenen Schützengraben zu vernichten, auch wenn die gewöhnliche Wirkung der Artillerie versagt. Es ist aber klar, daß dadurch der Kampf außerordentlich erschwert und verzögert wird. Auf diese Weise erklärt sich aber auch die lange Dauer der Kämpfe und die nur schrittweise vor sich gehende Durchführung der Angriffe. Schließlich wird es aber auch so gelingen, den Widerstand des Gegners zu brechen und die feindlichen Stellungen zu nehmen.

### Die Kämpfe in den Vogesen

In die Eigenart und Gefährlichkeit der Kämpfe in den Vogesen gibt der Brief eines Offiziers interessante Einblicke, der im „Damburger Fremdenblatt“ veröffentlicht wird. Es heißt darin:

Wir fühlen deutlich, daß kein Vieh, kein Helmbuch von uns vernichtet wird, und sind uns doch bewußt, in einem Kampfe zu stehen, dessen Eigenart an die Ausdauer und Widerstandskraft vielleicht größere Anforderungen stellt, als es die Kämpfe im offenen Feld tun. Gebirgskampf, Waldkampf. Die Worte scheinen Schreck und Gespenster für uns ein. Der erste Schreck heißt: Gegner immer unsichtbar. Darum wieder Schreck: Fallen überall. Dritter Schreck: Plötzliche Feuer von allen Seiten, dritter: Abstreifen aller Färbung, so daß keine Kompagnie, kein Zug weiß, ob er noch ungefähr auf der Höhe der eignen oder mitten im Feinde steht. So kommt der fünfte und lähmendste der Schrecken: Feuer durch die eigenen Truppen. Wir wenden die größte Vorsicht an, aber oft steht eine feindliche Abteilung zwischen zwei von uns; — der Franzose zeigt uns nie mehr als 10 bis 50 Mann, die überall und nirgends sind. Oft hören wir die erregten Rufe: „eigene Truppen“, und hören mit dem Feuer auf, da knallt uns eine Salve in die Reihen, deren Art den Franzosen verrät. Er also hat geschrien, genau, wie hier und da nachts vier bis fünf Kerle an ein Bataillon heranrückten, Dura rufen, wie die Besessenen knallen, daß man anfangs an ernstlichen Angriff glaubt, und wieder weg sind.

So läßt es sich bei aller Aufmerksamkeit nicht vermeiden, daß wir uns selbst schaden. Wer sieht durch dichtes Unterholz, wer ahnt, ob Freund oder Feind um die Felsen und durch die Schluchten hindurch kriecht? Man ist ja so vorsichtig, daß es Front und Rücken gibt? Wir kämpfen immer wie ein Ziel, und hatten kaum eine Stellung inne, in der wir nicht mit Feinden des Gegners zu tun hatten, die um den Flügel gingen und von hinten kamen.

Hätten die Franzosen noch das selbgraue Tuch, so wäre dieses Kämpfers Verweilung. Doch sind sie mit ihrem dunklen Stoff im Waldgesehen nicht schlecht daran. Die roten Hüfen bemerkt man wenig, da sie von dem spärlichen Moos bedeckt werden. Außer regulärer Infanterie haben wir hauptsächlich Wägen gegen uns, die Kerle mit den blauen Hüfen und dunkelblauen Kappen. Eine ausgeübte, für ihren Spezialzweck durchgebildete Truppe. Man muß mit ihren Patrouillen einzelne Male zusammenstoßen sein! Das windet sich durch das Gebüsch, lautlos, selbständig, so daß kein Biß oder gar Befehl des Führers hörbar wird, und sind plötzlich da, wie das wilde Tier. Auf einmal saust einem ein Geschloß ums Ohr. Dieser Truppe, die leichtes oder kein Gepäck trägt, haben wir unsere Leute entgegenzustellen, deren Naturell das Scheitern sogar widerspricht. Welche Mühe hat man auf Patrouille mit den einflussreichen Velehrungen zu Vorsicht und Bewandtheit, welche Mühe, die Leute zu überzeugen, daß jetzt in diesem Augenblick, die Kerle um uns herum kriechen, obgleich sie sie nicht sehen. Unser Leute sind nicht unfähig, diese Art zu erkennen, aber sie müssen es erst diesem Gegner absehen und begehrt bezahlen.

Seit dem Ueberfall, den ich auf Feldmache erlitt, habe ich die Scheu des Wildes in den Knochen. Nicht ganz frei vom Wanderschmerz hatte man mich mit drei Gruppen (24 Mann) über 1 Kilometer weit auf Felsschnee hinausgeschickt. Es waren Leute einer Kompagnie, die 2 Tage vorher ein Drittel der Mannschaft und sämtliche Offiziere bis auf einen eingekesselt hatten. „Der Leutnant, da draußen sind wir paar Mann verloren.“ Ich suchte die mir befohlene Stelle und überzeugte sie, daß wir gut lagen, verließ und doch mit Sicht und Schußfeld. Ich stellte Beobachter in breiter Linie auf, entsandte meine Patrouillen, hatte vielleicht noch sechs Gewehre unmittelbar bei mir, und fühlte mich verhältnismäßig sicher. Wir sahen ein gutes Stück Straße ein.

Wald erlöschte auch ein Chasseur. Der Kerl schritt feisch und mutig aus; er schien keine Gefahr zu vermuten oder keine zu fürchten. Ich ließ ihn auf 200 Meter herankommen, hoffte auch, andere würden folgen. Mit einem mit neuen Gefühl ließ ich ihn abknallen. Es ist doch etwas anderes, dies zu tun, als im Gefecht sich zu bekämpfen. Aber auch das Töten des Einzelmannes muß wohl sein. Sonst schießt er morgen auf uns. Nun sahen und hörten wir nichts mehr. Ich allein bemerkte einmal eine laufende Gestalt. Links von uns ging der Berg in die Höhe. Ich hatte Beobachter neben Beobachter, weil dort nach etwa 40 Meter das Unterholz begann. Unpöblich knallten vielleicht zehn Gewehre. Der erste Schuß schlug vor meinem Gesicht ein und bedeckte es mit einer Schicht des schönsten Sandes, dessen Splitter, wie sich nachher zeigte, das Glas der Brille mit Beulen überzogen, und die Augen gelöst hätten. Wir erwiderten das Feuer, aber ich glaube nicht, daß einer meiner Schützen etwas sah. Nun war ohnehin vor 5 Minuten der Befehl zum Rückgehen

an mich gekommen; ich vermutete deshalb überlegenen Gegner, und gab Befehl zum Rückzug. Tornister liegen lassen und wie die Gemshöde den Wald hinabjagen, war die unangenehme befolgte Parole, und ich brachte meine Männer glücklich zur Kompagnie zurück. Vielen Ueberfall hat aber keiner vergessen.

So sehten wir hier. Es knallt, wenn man sich erhebt, und knallt fast jeden Tag. Wir sind immer am Feinde, den wir schließlich einfach durch Trauungeln, oft mit aufgefanztem Seitengewehr, wie den Dalen aus dem Lager austreiben. Es erfordert die größte Ueberwindung für die Mannschaften, dieses Vorgehen nicht zu scheuen. Nicht zu leugnen, daß manche die Nerven verloren haben. Das dauert nun bald 3 Wochen so, Tag für Tag. Dabei schießt eine geländebändige, glänzend eingeschlossene Gebirgsbatterie oder deren mehrere nicht nur auf Trupps, nein, auf einzelne Leute und Radfahrer, wenn sie sich außerhalb des Waldes sehen lassen. Sie schießt auf Kühen und Bagagen, sie schießt auf alles. Deshalb hat noch kein Offizier sein Gepäck gesehen seit vier Wochen.

### Geistliche im französischen Heere

Von Vater Ant. Faltenbach, O. M. S.

Die Geistlichen Frankreichs müssen, wie jeder wehrfähige Franzose, im Heere dienen. Die Zahl der wehrpflichtigen Geistlichen beträgt annähernd 20.000. Sie sind sämtlich eingesetzt und dienen teils mit der Waffe, teils als Sanitäter. 20.000 Seelsorgestellen sind somit in Frankreich unbesetzt.

In den letzten Wochen hat die französische Heeresleitung wiederholt verboten, in Militärkasernen religiöse Anbachtungsgegenstände einzuführen, Nebelkerzen, Stachelkerzen usw. dürfen nicht im Gebrauch eines Soldaten gefunden werden. Sogar einen Rosenkranz während der Schlacht in der Tasche zu tragen ist dem französischen Soldaten durch ein neues Dekret im November nochmals ausdrücklich verboten worden.

In Frankreich ist jedoch ein großer Unterschied zwischen dem Erlaß von Dekreten und der Ausführung derselben. In Paris wird manches beschlossen, aber im Lande wird es nicht durchgeführt. Die Presse Deutschlands bringt prompt die neueren religionsfeindlichen Verfügungen der französischen Heeresleitung, jedoch sie läßt ihre Leser vielfach in einer irrigen Ansicht über den tatsächlichen Stand der Religiosität in der französischen Armee.

Folgendes ist die gegenwärtige Lage der Dinge: In Friedenszeiten hat die Republik eine offizielle Militärseelsorge nicht gekannt. Zu Beginn des Krieges jedoch haben eine Anzahl französischer Generale die Einstellung von Seelsorgern selbst geordert. Diese Forderung wurde vom Kriegsministerium weder abgewiesen noch unterstützt, sondern es wurde einem jeden General freigestellt, Seelsorgliche bei seinen Truppen zuzulassen oder nicht. Mittel zur Ausrüstung und Besoldung derselben fanden nicht zur Verfügung. In wenigen Tagen jedoch hatte die französische Militärleitung für diesen Zweck 1 1/2 Millionen Franken gesammelt, und so konnte die offizielle Seelsorge eingerichtet werden.

Nicht Armeekorps haben die Einstellung von Seelsorglichen statt abgelehnt. Die übrigen haben sie zum großen Teil gebilligt, oder doch wenigstens stillschweigend den Ereignissen ihren Lauf gelassen. Die französische Marine z. B. hat zum Anmonit ein Seel (Seelsorger) den Seelsorger des Marine-Korps nach von Nancy bestellt. Derselbe hat, soweit es sich in der Gile machen ließ — Feld- und Kasernenseelsorge eingerichtet.

So ist z. B. nach der Schlacht von Dieuze (18.-20. August) in dem lothringischen Orte Walscheid ein offiziell angestellter französischer Seelsorger mehrere Tage hindurch bei den Verwundeten tätig gewesen. Wagt. Rät war am 20. August persönlich bei Chateau-Salins auf dem Schlachtfeld zugegen. Wie die offizielle Seelsorge bei anderen Truppen teils gehandhabt wird, läßt sich schwer übersehen. Jedenfalls ist es damit nicht allzuweit her. Denn es hat, selbst beim größten Entgegenkommen der zuständigen Instanzen, immerhin geraume Zeit gedauert, bis die unter Waffen stehenden Priester aus ihren Truppendeilen herausgezogen waren und als Seelsorgliche eingestellt werden konnten.

Es mag die Frage erörtert werden, ob trotzdem die sterbenden Soldaten in der französischen Front viel rascher seelsorglichen Beistand haben als die deutschen Truppen, eben weil ihr Kamerad rechts oder links manchmal priesterliche Bollmatten besitzt. — Wie diese Frage auch beantwortet werden mag: sicher ist, daß im französischen Heere das Bedürfnis der Seelsorge nicht genügend bedacht wird. Denn der Priester-Soldat hat nach langen Märschen und anstrengenden Gefechten die Ruhe geradezu nötig, wie die anderen Krieger. Selbst beim größten Seelenleid ist er sehr oft physisch einfach nicht imstande, sich noch der Kranken und Sterbenden anzunehmen. Auch hat er als einfacher Soldat gar nicht die nötige Bewegungsfreiheit zu seinen Obliegenheiten. Er muß im Schützengraben liegen bleiben, oder er muß voran rücken, wie es kommandiert wird, mögen auch anderwärts 1000 sterbende Soldaten seinen Beistand dringend fordern.

Zur Steuer der Wahrheit muß trotzdem gesagt werden, daß die französische Militärbehörde einigermaßen wenigstens dem seelsorglichen Bedürfnis entgegenkommen ist, insofern sie nämlich viele Geistliche als Sanitätsvolontäre eingestellt hat, und auf diese Weise dieselben an den Platz gestellt hat, wo sie ihre priesterlichen Amtsvollmachten am ehesten gebrauchen können. Eine geistliche Regelung dieser Frage besteht indes nicht. Es bleibt dem Ermessen der einzelnen Bezirkskommandos überlassen, die Ideologen mit der Waffe oder als Sanitäter dienen zu lassen.

In den denkwürdigen Augusttagen von Dieuze meldeten sich im Pfarrhause zu Wiedersheim zwei französische Infanteristen. Vor den Augen des Pfarrers entnahmen sie ihrem Tornister vier Soutane, sogen diese selbst über ihren Waffengürtel, wuschen ihr Gesicht vor und daten abdann, die hl. Messe lesen zu dürfen. — In dem Orte Böding in Lothringen haben in den genannten drei Augusttagen nicht weniger als 45 Priester vorgesprochen, welche sämtlich kommunizieren wollten. 10 von ihnen hatten sich schon zur hl. Messe gesäuert und wollten eben an den Altar schreiten,

als plötzlich Marm gelassen wurde. Sie stehen sich die hl. Kommunion reichen und härmten fort in die Schlacht.

— Uns Deutsche wundert es nur, wie das französische Volk es sich gefallen lassen kann, daß es durch einige religionsfeindliche Gesetzgeber in seinen elementarsten religiösen Empfindungen auf diese Weise verlegt werden darf.

Wohlso kann man in weiten Volksschichten und besonders in akademischen Kreisen, eine Reaktion zum Besseren beobachten. Für Frankreich gilt das jenseitige Wort, welches sich auch anderswo als wahr gezeigt hat:

„Rot lehrt beten“.

### Kirchliches

Bischof Heinrich Vieter †  
Apostolischer Bischof von Kamerun

Si m b u r g a. d. L., 8. Dez. Gestern traf vom General der Palloimer, P. Gihler, in Rom im hiesigen Ritterhaus der deutschen Provinz dieses Ordens die telegraphische Nachricht ein, daß (wie schon kurz gemeldet) der Apostolische Bischof von Kamerun, Bischof Heinrich Vieter, gestorben sei. Näheres über Ort und Zeit des Todes ist noch nicht bekannt. Als die Engländer und Franzosen im September die Küste von Kamerun, namentlich auch die Hauptstadt Duala und Residenz des Bischofs in Besitz nahmen und das dortige Missionspersonal gefangen fortführten, befand sich Bischof Vieter auf einer Firmungsreise fünfzehn Tagereisen weit von Duala in Yaunde. Der um Kamerun auch nach seiner wirtschaftlichen und kolonialen Entwicklung hoch verdiente Bischof befand sich seit Herbst 1890 in Deutsch-Westafrika als Apostolischer Präfekt, wurde Ende 1904 zum Apostolischen Bischof ernannt und am 22. Januar 1905 hier im Dom von dem hochseligen Hrn. Bischof Willt unter Assistenz der Herren Weihbischöfe Graf von Galen von Münster und Schrod von Trier zum Titularbischof von Paratonium geweiht. Er war am 3. Februar 1852 zu Kappenberg in Weisfalen geboren und stand somit im 62. Lebensjahre, war 1887 in Rom Priester geworden und weichte am 26. April d. J. den Jurist noch hier weilenden Vater Franz Gennemann in Duala zu seinem Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge. — Fast 25 Jahre hat Bischof Vieter in Kamerun gewirkt, und seine eugenische Tätigkeit hat herrliche Früchte getragen. Unter seiner Leitung hat die katholische Mission in Kamerun einen ungeheuren Aufschwung genommen, und was er im Interesse des Deutschums dort gewirkt hat, das weiß am besten die Reichsregierung selbst, die seine Verdienste auch oft genug gewürdigt hat. Mit der deutschen Kolonialgeschichte ist der Name Vieter aufs engste verknüpft. Selten nur hat er es sich vergönnt, von den Strapazen, die seine Tätigkeit und vor allem auch das Klima mit sich brachte auf einem Erholungsurlaub in Deutschland zu erholen. Meist weichte er dann im Ritterhaus der Palloimer oder in Bad Ems. Seine ehrwürdige Erscheinung und vor allem sein biederes, beiseitendes Wesen löst allen die größte Achtung ein. Noch im vorigen Jahre war er zur Kur hier, aber lange hielt es ihn nie in Deutschland. Zur Zeit des Kriegsausbruchs befand sich Bischof Vieter im Hinterlande Kameruns, aber all das Leid, das der Krieg über die Kolonie und die Mission, für die er, wie gesagt, fast 25 Jahre in aufopferndster Weise gewirkt hat, brachte, hat dem gereuen Bischof den Todesstoß versetzt. Im nächsten Jahre hätte er das 25jährige Jubiläum seiner Tätigkeit in Kamerun feiern können.

I. Reikheim i. T., 10. Dez. Sonntag, den 13. Dez., nachmittags 3 Uhr, Drittordensversammlung.

### Aus aller Welt

Beschals die Feldpost ausblieb

Berlin, 9. Dez. Ein deutsches Armeekorps hatte am 11. November die russische Grenze überschritten. Die zugehörige Feldpostanstalt blieb auf Anordnung des Korpskommandos auf preußischem Boden in dem Orte R. (zugleich Eisenbahnstation) zurück, um die aus der Heimat ankommende Feldpost in Empfang zu nehmen. Das Korpskommando hatte der Feldpostanstalt beim Abmarsch erklärt, daß bei dem Fehlen von Eisenbahnverbindungen in russisch-Polen und den dortigen überaus schlechten Wegen eine Zuführung der Feldpost an die Truppen kaum möglich sein werde, zumal die Truppen in Eilmärschen voringen. Der Feldpostanstalt gelang es jedoch, noch bis zum 16. November wenigstens einen Teil der Post täglich durch Kraftwagen an das Korps heranzubringen. Die Schwierigkeiten der Beförderung waren außerordentlich groß, da die schon an sich miserablen Wege durch das ununterbrochene Fahren der Munitions- und sonstigen Militärkolonnen kaum noch passierbar waren. So behandelte sich auf einer 30 Kilometer langen Straße über 300, die ganze Straßenbreite einnehmende tiefe Löcher. Um ein Festhalten zu vermeiden, mußten an allen kritischen Stellen dicke Bohlen, die der Kraftwagen mit sich führte, über die Straße gelegt werden. Am 16. November wurde auf Anordnung des Korpskommandos die tägliche Zuführung von Feldpost wegen der zu großen Entfernung von der Truppe eingestellt. Erst am 3. Dezember, also nach 16 Tagen, ließ sich die Beförderung der Feldpost wieder aufnehmen. Da ähnliche Verhältnisse auch sonst auf dem östlichen Kriegsschauplatz in den letzten Wochen

### Das Münchener Kindl

Roman von Felix Rabor.

19. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Ich verheirathe dich“, rief Hardy, „Berlin ist auf dem Wege, es den größten Weltstädten gleich zu tun — oder sie noch zu überflügeln. Vor allem in seinen Monumentalbauten — und ich soll ihr das Siegel der künstlerischen Vollendung auf die Stirne drücken. Das ist schon lange mein heißer Wunsch — jetzt geht er seiner Vollendung entgegen.“ Er drückte seinem Vater die Hand und sagte: „Ich werde deine Erwartungen erfüllen und unsern Namen Ehre machen. Die Welt soll mein Werk bewundern und meinen Namen preisen: ein König will ich sein im Reiche unserer Kunst!“

Sein Vater erwiderte den Händedruck und glaubte an seinen Sohn; er sah, daß in Hardys Augen das helle Feuer der Tatkraft flammte, welche nur die Jugend besitzt — und das Genie. Von diesem Tage an begann für Hardy eine Zeit heftigster Tätigkeit. Vom Morgen bis in die Nacht hinein war er auf den Beinen, treppauf und -ab, lief von Zimmer zu Zimmer in dem Palais des Fürsten. Dazu kamen noch zahlreiche Konferenzen mit dem Fürsten und der Fürstin, gesellschaftliche Verpflichtungen in den Klubs, denen er angehörte, Domberte von Fahrten durch die Stadt — in der Straßenbahn, der Prospekt, im Auto. Oft sah er Annie nur eine halbe Stunde während des Diners; dann ab er hastig, sagte ein paar freundliche Worte und war wieder weg, um erst gegen Mitternacht nach Hause zu kommen und sich erschöpft ins Bett zu werfen. Aber am anderen Morgen um sieben war er schon wieder auf seinem Posten im Büro. Er schien Muskeln und Nerven von Stahl zu haben, und als ihn Annie einmal bat, sich doch zu schonen, erwiderte er ihr lachend: „Aber das ersiehst du ja seit langem: diese heftigste Tätigkeit, die alle Kräfte aufs äußerste anspannt. Arbeit, tausendfache Arbeit — siehe: Das ist Leben!“

Sie wußte, daß der Mann von seinem Beruf in Anspruch genommen wird, aber so hatte sie sich das doch nicht gedacht. Man ist doch nicht allein Arbeitsmaschine, sondern auch ein Mensch mit Pflichten gegen seine Frau, mit froher Rast nach arbeitsreichen Tagen im traulichen Heim“, dachte sie. Aber das gab es nicht bei Hardy; er erschien ihr wie ein ewig rollendes Rad. Eine leise Verstimmung trat bei ihr ein. Von seinen Plänen sagte er ihr nichts, von den hohen Zielen, denen er zustrebte, hatte sie keine Ahnung; er ließ sie keinen Blick in sein Inneres tun. Das trankte sie. Sie hatte geglaubt, seine treue Gefährtin sein zu

dürfen, teilzunehmen an seinen Kämpfen und Sorgen, hatte gehofft, eine freudige Mitstreiterin zu werden im Lebenskampfe — statt dessen mußte sie zusehen, wie er sich mühte, wie er rang und strebte, ohne daß er sie an seine Seite rief. In den Minuten, welche er in ihrer Gesellschaft zubrachte, verlangte er, daß sie heiter sei, daß sie lache und ihm Dinge erzähle, die ihn frohlich stimmten; aber sobald die Stunde der Arbeit schlug, schob er sie zur Seite, wie eine häßlich gezeichnete Puppe, hieß sie zurück wie ein zierliches Spielzeug.

Hardy von Sandow war ein Genie in seinem Beruf, ein Held der Arbeit; aber er war kein kluger Gatte, weil er über der Arbeit seines jungen Weibes vergaß, das sich in Liebe nach ihm sehnte.

Annie war fast immer allein. Mit ihrer Schwiegermutter die durch gesellschaftliche Verpflichtungen und ihren Wohlthätigkeitsverein vollumfänglich in Anspruch genommen war, trat sie nur selten zusammen. Das große Haus erschien ihr oft wie ausgestorben und sie die einzige lebende Seele in ihm: dann tröstete sie und sie schlüpfte in ihre Münchener Stube, um sich auszuweinen. Das Heimweh erfaßte sie und sie gedachte ihres Vaters und all der Lieben, die sie in der Heimat zurückgelassen hatte. Oft nahm sie sich vor, Papa zu schreiben, ihm ihr Leben zu schildern, aber immer wieder gab sie ihr Vorhaben auf; denn die Wahrheit wollte und durfte sie ihm nicht enthüllen, um ihn nicht zu beunruhigen — und so wurde aus dem längst verprochenen Briefe immer nur eine nichtsagende Ansichtskarte mit den üblichen „Grüßen und Küßen“.

Man war nun schon im November. Annie sah am Flügel und spielte eine Beethoven'sche Sonate. Das war noch ihre einzige Freude — die Musik! In ihr konnte sie ihre Seele ausweinen, von ihren Schwingen getragen, flog sie zur fernem Heimat. Im Banne Beethoven'scher und Mozartscher Musik erlöschten ihr Stunden der Weiche, das Adagio der „Fantasie“ rührte sie zu Tränen. Auch draußen in der Natur war eine wehmütvolle Stimmung. Da flodte der Schnee, und der weiche, fleckenlose Hermelin legte sich um die Schultern der erstarrten Erde wie ein weißes, fattenloses Veilchen.

Annie ließ die Hände in den Schoß sinken und weinte. . . Da härmte unerwartet ihr Gatte herein. Die Schneeflocken hingen ihm noch am Mantel und ganz erregt rief er: „Annie, komm schnell, die Fürstin ist bei Mama und will dich sprechen. Kleide dich um, aber rasch! — Ich habe mit dem Fürsten eine kleine Konferenz — unten in meinem Büro. In einer halben Stunde kommen wir auch.“ Annie sah regungslos.

„Run?“ fragte er gedehnt. Statt der Antwort warf sie sich ihm an den Hals, weinte und bat: „Hab mich lieb!“

Er schob sie von sich und sagte: „Das geht den Unfinn — man erwartet uns!“ Und ging. „Ich bin ihm nur eine Puppe, ein Spielzeug“, dachte sie: „Meine Seele sucht er nicht!“ Aber sie tat doch, was er von ihr verlangte.

Alona Fürstin v. Otrawitz ruhte nachlässig auf dem Divan, blickte mit ihren dunklen Ovalschenen, die immer zu träumen schienen, zur Decke und sagte mit ihrer weichen, verschleierten Stimme: „Frau von Sandow, Ihr Salon ist ein Juwel! — Gold und Weiß! — Dazu diese wundervollen Kokos-Näbel — ich bin entzückt!“

Frau von Sandow thronte in Uniglicher Haltung auf ihrem Sessel und neigte zustimmend und dankend das Haupt. „Ein Werk meines Sohnes, Durchlaucht!“ sagte sie stolz.

Die Fürstin warf Hardy einen ihrer träumerischen Blicke zu und lächelte: „Ja — Ihr Sohn“, sagte sie, „der ist eben auch ein Juwel! Was er uns soeben über die künstlerischen Beziehungen zwischen Renaissance und Gegenwart sagte, das war ebenso klar wie geistvoll — das war genial!“

Fürst Otrawitz hatte seine hagere Gestalt an der Seite seiner Gemahlin aufgezogen, und seine dunklen, unruhigen Augen gingen irrtückernd von einem zum andern. Run nickte er mit dem dunklen Kopfe, auf dem die kurzgeschorenen Haare feil wie eine Büchse emporstanden, zog die rechte Schnurrbartspitze hoch, daß das weiße, blasse Wollsgewiß bloßgelegt wurde und sagte mit knarrender Stimme: „Famos! — Faktisch!“

Die Fürstin zuckte nervös zusammen: die rauhe, unästhetische Eyedeweise ihres Gemahls verursachte ihr immer einen leisen körperlichen Schmerz. Sie warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu, reichte Hardy ihre kleine, weiche, beringte Hand und sagte: „Ich danke Ihnen. Bei Ihrem Vortrag ist mir eine neue Welt aufgegangen. Sie müssen mich diesen Winter in die Geheimnisse der Architektur einweihen. Das ist so schön, so schön! — Was sagen Sie mir aber, wie steht es mit der Eröffnungsfeier unseres Hauses? Werden Sie mit Ihren Arbeiten im Laufe dieser Woche fertig?“

„Schwerlich, Durchlaucht“, erwiderte Hardy. „Es ist noch vieles unertig, und den Vorwurf der Halbheit möchte ich nicht auf mich laden.“

Die Fürstin tauchte einen verständnisvollen Blick mit ihm und sagte: „Dann verlegen wir die Eröffnungsfeier auf den Dezember.“

gekauft worden haben, erklärt es sich, weshalb die schriftlichen Nachrichten zwischen unseren dortigen Truppen und der Heimat teilweise längere Zeit ausgeblieben sind.

Berlin, 10. Dez. (Hochpreise für Metalle.) Das „Reichsgesetzblatt“ veröffentlicht eine Verordnung des Bundesrats über Hochpreise für Kupfer, altes Messing, alte Bronze, Rotguss, Aluminium, Nickel, Antimon und Zinn. Die Verordnung tritt am 14. Dezember in Kraft.

Berlin, 10. Dez. Ein Opfer des wegen seiner Betrügereien in Dresden verhafteten Barrers Kircht in Schöneberg wurde ein im Norden Berlins wohnender Arzt, der sein ganzes Vermögen von 23 000 Mark einbüßt. Aus Schwermut darüber hat der Arzt sich gestern vergiftet.

Wilhelmsbaven, 10. Dez. Bei der gestrigen Reichstags-ersatzwahl im Wahlkreis Kurich-Wittmund wurde für den verstorbenen Abgeordneten Dr. Semler (Hamburg) der frühere Reichstagsabgeordnete Dr. Stresemann (nati.) gewählt.

Gustavsburg, 10. Dez. Die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, der das Werk Gustavsburg gehört, schüttete nach 2 Millionen Mark Sonderabreibungen 8 Prozent Dividende gegen 16 im Vorjahre aus. Dieser Unterschied ist mehr eine Vorbeugungsmaßregel, da die vorliegenden Bestellungen fast ebenso hoch sind wie 1913.

Mailand, 10. Dez. (Darlehensfassen in Italien.) Italien bereitet die Einrichtung von Darlehensfassen nach deutschem und schweizerischem Muster vor.

New York, 10. Dez. Die gesamten Anlagen der Thomas Edison-Compagny in West-Orange (New Jersey) sind durch Feuer zerstört worden. Der Gesamtverlust wird auf fünf Millionen Dollars geschätzt. Das einzige getreue Gebäude ist das Laboratorium mit wertvollen wissenschaftlichen Instrumenten, das unter der unmittelbaren Aufsicht Edisons steht. Man glaubt, daß das Feuer durch eine Explosion im Inspektionsgebäude entstanden ist. Edison sagte, während er den Brand beobachtete, er würde den Aufbau der Anlagen morgen beginnen.

### Aus der Provinz

u. Oberlahnstein, 10. Dez. Der hier stationierte Eisenbahnbetriebsrat, Herr August Förster, ist ab 1. Januar vom hiesigen Betriebsrat nach dem Bezirksamt Darmstadt versetzt; an seine Stelle tritt mit gleichem Tage Herr Obersekretär Bepf von der Direktion Mainz.

Osternspai, 10. Dez. In das Genossenschaftsregister wurde bei Osterpaier Spar- und Darlehensverein folgender Eintrag erwirkt: Anstelle des ausscheidenden Georg Selzer ist Johannes Schmitz von Osterpaier als Vorstandsmitglied gewählt worden. — Der hiesige Winzerverein hatte in dem letzten Geschäftsjahre 38.13 Mark Reingewinn. Die Weinvorräte sind im Abschluß mit 6308 Mark bewertet worden. Der Verein zählt 14 Mitglieder.

i. Aus dem mittleren Rheingau, 10. Dez. Unter dem Rindviehbestand der Domäne Schloß Johannisberg und des Peter Spring zu Geisenheim ist die Maul- und Klauenseuche festgestellt worden.

Rastätten, 11. Dez. Heute feiern die Eheleute David Schaub und Katharina Schaub, geb. Sommer, das Fest ihrer goldenen Hochzeit.

Em, 10. Dez. (Liebesgaben.) Das Emser Werk sendet jede Woche 160 Pakete Liebesgaben an die zur Fahne einberufenen Leute. Die Gaben sind gestiftet zur Hälfte von den Beamten und Arbeitern, zur Hälfte von der Gewerkschaft.

Hattersheim, 10. Dez. Unterhalb des Bahnhofs wird eine Ueberführung für Personen- und Fuhrwerksverkehr nach Ostfeld und dem Frankfurter Wasserwerk erbaut. Das Ueberfahren der Geleise fällt dann fort.

h. Höchst a. M., 10. Dez. Ein 12jähriger Junge, der mit der Besorgung mehrerer Feldpostpakete nach dem Postamt betraut wurde, unterschlug die Liebesgaben und veranlaßte und als sie selbst. Bei der Untersuchung stellte es sich heraus, daß der Bengel auch schon früher wiederholt die gleichen Untaten verübt hatte.

Griesheim a. M., 10. Dez. Vermißte, von denen die Angehörigen seit Monaten nichts mehr hörten, tauchen hier und da immer wieder auf. So berichtet die hiesige „Bürgerzeitung“, daß die Familie des J. H. als vermißt gemeldet und seitdem völlig verschollenen Johann Rebscher jetzt ein Lebenszeichen von diesem aus Afrika erhalten habe, wo er sich als Gefangener befindet. Es sei ein Kunststück — so soll er geschrieben haben — eine Nachricht nach Hause zu schicken, denn es sei kein Stück Papier und Schreibgerät zu haben. Nur durch Zufall sei er in den Besitz eines Papierbogens gekommen.

h. Frankfurt a. M., 10. Dez. (Krieg und Straßenbahn.) Von den 2800 Beamten der Straßenbahn sind 1800 eingezogen worden. Trotzdem gelang es der Straßenbahn, durch Einstellung von 1300 Hilfsbeamten den Betrieb auf den Hauptverkehrslinien aufrecht zu erhalten. Die Befürchtung, daß der Krieg für die Einnahmen, die im Haushaltsplan der Stadt eine große Rolle spielen, einen bedeutenden Ausfall bringen würde, hat sich nicht erfüllt. Die Verkehrsmittel haben infolge der Neubelebung in Handel und Verkehr gegenwärtig bereits 65—70 Prozent der gewöhnlichen Höhe erreicht. Sämtliche Mitarbeiter genießen auf allen Strecken freie Bahnfahrt.

h. Groß-Gerau, 10. Dez. Die große Schmelzöfene der Aktien-Zuckerfabrik wurde heute mittag durch ein Großfeuer zerstört. Der Schaden ist bedeutend.

u. Ehrenbreitstein, 10. Dez. Gestern nacht wurde der in der Ausübung seines Dienstes befindliche Stredemwärtler Zimmermann aus Hirschheim überfahren und getötet.

u. Niedernhausen, 11. Dez. Bei Beginn des Krieges wurde, nach vorhergegangener Anfrage, am hiesigen Bahnhof eine Verbands- und Erfrischungstation errichtet. Zur Bestreitung der Kosten wurde eine Sammlung bei den hiesigen Einwohnern vorgenommen, welche die Summe von 1657 M. ergab. Obwohl verschiedene Verwundetenzüge hier nicht verpflegt werden sollten, ließen es sich unsere Einwohner nicht nehmen, den verwundeten Kriegern Kaffee, Milch, Fleischbrühe, belegte Brote usw. zu reichen. Für besondere Erfrischungen wurden von der Sammlung 146 M. verausgabt. Nun wurde vor Wochen die hiesige Verpflegungstation aufgehoben. Infolgedessen wurden nach dem Beispiel aller Kreisgemeinden 600 M. von dem gesammelten Betrage dem Lazarett in Langenscheidt übermittle. Sodann wurden auch hier unter der Leitung von Frk. Hirschmann für unsere im Felde stehenden Krieger gestrickte und genähte Sachen gefertigt. Zur Beschaffung des Materials wurden außer einer besonderen Sammlung 200 M. von obenerwähnter Summe verausgabt. Auch der hiesige Launusklub hatte zu diesem Zwecke 50 M. gespendet. In zwei Sendungen konnten deshalb ca. 330 Gegenstände an unsere Krieger im Felde abgeführt werden.

Königsstein, 10. Dez. Die Großherzogin-Rutter von Luxemburg verließ heute unseren Ort und begibt sich über Karlsruhe, wo sie bei ihrer Tochter, der Großherzogin von Baden, kurzen Aufenthalt nehmen wird, nach Luxemburg zum Winteraufenthalte.

h. Kellheim, 10. Dez. Herr Bürgermeister Kremer wurde auf weitere zwölf Jahre zum Bürgermeister der Gemeinde gewählt und bestätigt.

a. Aus dem Kreise Höchst, 9. Dez. Bei dem hiesigen Landratsamte sind so reiche Liebesgaben für die im Felde stehenden Krieger eingetroffen, daß zu ihrem Transport nach dem östlichen Kriegsschauplatz zwei große Güterwagen beansprucht werden müssen. — Die bisherige Suppenküche zu Höchst, verbunden mit warmem Frühstück für die ärmere Schulkinder, wurde mit der am 1. ds. Mts. neu errichteten Volksschule verbunden. — Der langjährige Leiter des hiesigen Volalagervereins, Herr G. Dienstadt, wurde mittels Diplom zum Ehrenvorsitzenden des Volalagervereins in Höchst ernannt. — An den Folgen der im Kriege erhaltenen Verwundungen sind bereits in den Lazaretten zu Höchst vier Krieger gestorben, die unter militärischen Ehrenbezeichnungen bestattet wurden. — In Reich betreiben noch vier Bäckermeister ihr Geschäft. Die übrigen haben durch Einberufung zur Fahne oder aus anderen Gründen ihre Geschäfte während der Kriegsmoate niedergelegt. — Der Geschäftsgang der Lederfabrik Höchst (A. G.), Betrieb in Unterkiebrach, ist zurzeit ein recht lebhafter. Der überwiegende Teil des großen Lagers konnte zu guten Preisen abgesetzt werden; auch die weiteren Vorräte werden untergebracht. Trotzdem das Unternehmen im vorhergehenden Jahre mit ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen hatte, werden auf das Grundkapital von 600 000 Mark wieder 5 Prozent Dividende zur Verteilung kommen.

i. Aus dem Untertaunuskreis, 10. Dez. Am 15. Dezember kommt die Jagdordnung der Gemeinde Dickschied zur Neuverachtung. Die Jagd hat einen starken Reihbestand aufzuweisen. — In Ehrenbach werden die Arbeiten zum Wegebau des Bignallweges Ehrenbach-Hühnerstraße, veranschlagt auf 3500 Mark, am 14. Dezember, vormittags 10 Uhr, im Submissionsweg vergeben.

\* Vom Lande, 10. Dez. (Die Petroleumnot.) Eine praktische Gesflogenheit, der herrschenden Petroleumnot entgegenzuwirken, ist in einigen Dörfern ausgekommen. Da ein kürzlich gemachter Vorschlag, den Kienpan der Altvordern als Beleuchtungsmittel wieder herbeizubolen, anscheinend wenig Anklang gefunden hat, half man sich auf andere Art, und so beobachtete man, daß benachbarte Familien abwechselnd die Abendstunden gemeinsam unter einer Lampe verbringen, um eine Verengung des Leuchtstils zu vermeiden. Neben der praktischen Seite ist der hübschen Sitte auch eine tiefere Bedeutung nicht abzuspüren, führt sie doch die Menschen zu gemeinsamer Arbeit und Unterhaltung zusammen und damit zur rechten Erfassung des Begriffs von „getreuen Nachbarn“.

### Aus Wiesbaden

#### Eine Stadtverordneten Sitzung

findet in dieser Woche, also heute, Freitag, nicht statt.

#### Verwendung der Invalidenbeitragsmarken

Schon vielfach ist an dieser Stelle über obiges Thema geschrieben, dennoch höst der Praktiker, der sich tagaus tagu ein mit der Materie beschäftigt, noch immer wieder auf Fehler vonseiten des Publikums, die geeignet sind, dem Arbeitgeber und namentlich dem betroffenen Versicherten große wirtschaftliche Nachteile entstehen zu lassen. Vor allem ist es mit der Markenverwendung für die sogenannten Monatsfrauen noch schlecht bestellt. Darüber berichtet eine Unklarheit, die eigentlich schon lange nicht mehr vorhanden sein dürfte. Die Markenverwendung für diese Frauen, die meistens bei zwei oder auch mehreren Arbeitgebern beschäftigt sind, wird vielfach von einem Arbeitgeber auf den anderen abgeschoben. Der größte Fehler aber wird noch dadurch begangen, daß die Kassen über die Markenverwendung nicht bei den zuständigen Stellen, wie Versicherungsamt oder Orts-

krankenlasse eingeholt werden, sondern, daß sich vielfach auf die Witteilungen von Bekannten oder gar auch auf die Angaben der Versicherten verlassen wird. Es sei darum noch einmal folgendes festgesetzt: Nach der Bekanntmachung des hiesigen Oberversicherungsamtes ist das Drittel des ortsüblichen Tageslohns für weibliche Versicherte über 21 Jahre auf 20 M. monatlich festgelegt. Die Invalidenversicherungsplück wird gesfeglih erst von diesem monatlichen Einkommen ab in Anspruch genommen, d. h. sobald eine über 21 Jahre alte Monatsfrau monatlich 20 M. Mindesteinkommen hat, muß für sie geklebt werden, und zwar wöchentlich eine Marke zu 15 Pfg. Dieses Einkommen braucht nicht allein nur in barem Geld zu bestehen, sondern es muß auch die neben einem Barlohn gewährte sonstige Bezahlung, wie Frühstück, Mittagessen, Vesperlohn usw. in Anrechnung gebracht werden. Den Wert dieser sogenannten Naturalleistungen hat das hiesige städtische Versicherungsamt festgelegt. So wird z. B. für Frühstück oder Vesperlohn 15 Pfg., für Mittagessen 45 Pfg. und für Abendlohn 30 Pfg. pro Tag in Ansatz gebracht. Verdient demnach eine Monatsfrau monatlich 17 M. bar und wird ihr daneben auch Frühstück gewährt, so muß nicht 17 M., sondern 17 und 4.50 M. (30x15 Pfg.), zusammen 21.50 M. monatliches Einkommen berechnet werden. Für die Frau muß also geklebt werden. Sodann ist ganz ohne Belang, ob die Monatsfrau dieses Einkommen bei einem oder bei mehreren Arbeitgebern hat. Verdient die Monatsfrau z. B. bei A. 14 M. und Frühstück und bei B. 7 M., so ist sie versicherungspflichtig, da sie 14+4.50 M. (Frühstück und 7 M.), zusammen 25.50 M. monatlich verdient. Bei Monatsfrauen unter 21 Jahren beginnt die Versicherungspflicht bereits bei einem monatlichen Einkommen von insgesamt 16 1/2 M. Verpflichtet die Marken einzufügen, ist der Arbeitgeber, bei dem die Frau zuerst in der Woche beschäftigt ist, wobei als erster Tag der Woche der Montag gilt. Kommt sie zu A am Montag früh um 8, zu B erst um 10 Uhr, so muß A kleben. Dieser trägt auch die volle gesetzliche Verantwortung für etwaige unterlassene Markenverwendung. Er kann sich also weder an den Arbeitgeber, noch an den Versicherten halten. Endlich noch die vielumstrittene Frage der Beitragsanteile. Gesfeglih hat sich der Versicherte bei den Lohnzahlungen die Hälfte der Beiträge abziehen zu lassen. Die andere Hälfte trägt der Arbeitgeber; sind mehrere Arbeitgeber vorhanden, so tragen sie ohne Rücksicht auf den von ihnen bezahlten Lohn, diese reifliche Hälfte zusammen. In dem zuerst erwähnten Beispiel zahlt also jeder Arbeitgeber 4 Pfg. pro Woche, die verbleibenden 8 Pfg. sind der Frau vom Arbeitgeber A bei der Lohnzahlung abzuziehen. Ist durch Verschulden des Arbeitgebers die Markenverwendung unterblieben, so kann er dem Versicherten bei auf diesen entfallende Hälfte nur noch bei der nächsten Lohnzahlung abziehen. Bleibt sonach ein Arbeitgeber mit dem Markenkleben mehrere Monate durch sein Verschulden im Rückstand, so hat er die Marken allein zu bezahlen. Gesagt ist bereits, daß der Arbeitgeber haftbar ist, bei dem die Monatsfrau zuerst in der Woche beschäftigt ist. Dieser muß also, da er ja die Marken einleibt, die 4 Pfg. für den Mitarbeiter vorlegen und sich an diesen schadlos halten. Nun soll mit Vorbehalt nicht gesagt sein, daß für Monatsfrauen ausschließlich nur 16 Pfg.-Marken verwendet werden müssen. Die Markenverwendung richtet sich vielmehr nach wie vor nach der Zugehörigkeit der Versicherten zur Krankenlasse. Ist eine Monatsfrau auf Grund ihres Einkommens (von mehr als 31.20 M. einleibt. Frühstück in der 2. Lohnklasse der Krankenlasse, so müssen natürlich in diesem Falle 24 Pfg.-Marken geklebt werden. Schließlich sei noch erwähnt, daß gerade jetzt zur Zeit der allgemeinen ungünstigen wirtschaftlichen Lage es jedem Arbeitgeber doppelt Pflicht sein muß, die Versicherten als die wirtschaftlich Schwächeren, zum mindesten nicht dadurch zu schädigen, daß sie aus Unkenntnis des betr. Arbeitgebers um ihre sich aus der Markenverwendung zu erwerbenden Rechte gebracht werden. Wie manche Frauen deren Mann für die Sicherheit unseres Landes drauhen kämpft oder gar stirbt, ist jetzt gesungen. Kaufmännische annehmen. Wie sehr wird einer solchen um das Notwendigste kämpfenden ihre Lage dadurch erleichtert, wenn sie die Gewisheit hat, daß sie im Falle ihrer Erwerbsunfähigkeit, auch ein Recht auf gesetzliche Unterstützung hat und nicht auf Almosen angewiesen ist.

#### Wochenbeihilfe während des Krieges

Der Bundesrat hat eine Verordnung erlassen, wonach Wöchnerinnen während der Dauer des gegenwärtigen Krieges aus Mitteln des Reichs eine Wochenbeihilfe gewährt wird, wenn ihre Gemänner in diesem Krieg dem Kriegs-, Sanitäts- oder ähnliche Dienste leisten oder an deren Weiterleistung oder an der Wiederaufnahme einer Erwerbstätigkeit durch Tod, Verwundung, Erkrankung oder Gefangennahme verhindert sind und vor Eintritt in diese Dienste auf Grund der Reichsversicherungsordnung oder bei einer knappschaftlichen Krankenlasse in den vorangegangenen zwölf Monaten mindestens sechsundzwanzig Wochen oder unmittelbar vorher mindestens sechs Wochen gegen Krankheit versichert waren. Die Wochenbeihilfe wird durch die Orts-, Land-, Betriebs-, Innungs- oder Knappschaftlichen Kassen oder Ersatzkassen geleistet, welcher der Gemann angehört oder zuletzt angehört hat. Ist die Wöchnerin selbst bei einer anderen Klasse der bezeichneten Art versichert, so leistet diese die Wochenbeihilfe; sie hat davon der Klasse des Gemanns sofort nach Beginn der Unterthaltung Mittelung zu machen. Als Wochenbeihilfe wird gewährt: 1. ein einmaliger Beitrag zu den Kosten der Entbindung in Höhe von 25 M.; 2. ein Wochenlohn von 1 M. täglich, einschließlich der Sonn- und Feiertage, für acht Wochen, von denen mindestens sechs in der Zeit nach der Niederkunft fallen müssen; 3. eine Beihilfe bis zum Betrag von 10 M. für Hebammenkosten und ärztliche Behandlung, falls solche bei Schwangerschaftsbeschwerden erforderlich werden; 4. für Wöchnerinnen, so lange sie ihre Neugeborenen stillen, ein Stillgeld in Höhe von einem halben Mark täglich, einschließlich der Sonn- und Feiertage, bis zum Ablauf der zwölften Woche nach der Niederkunft. Die Vorkläufe der Kosten können beschließen, statt der haren Beihilfen nach Nr. 1 und 3 freie Behandlung durch Hebammen und Arzt sowie die Geforderliche Arznei bei der Niederkunft und bei Schwangerschaftsbeschwerden zu gewähren.

„Aber Ja“, warf der Fürst ein, „das geht doch nicht!“ Sie richtete sich kampfbereit auf, funkelte ihn aus zürnenden Augen an und rief: „Es muß gehen! — Oder willst du etwa den Vorwurf auf uns laden, wir wären Kunst-Barbaren? — Wir bestimmen also den ersten Samstag abend im Dezember. Bitte, Nikos, notiere das Datum! Du bist so vergesslich und machst mir sonst am Ende eine schreckliche Konfusion!“ Geborjam holte der Fürst ein in Zuchten gebundenes, mit einer Krone geschmücktes Notizbuch hervor und trippelte ein paar Zellen hinein. „Sorge auch dafür“, fügte die Fürstin hinzu, „daß die Einladungskarten rechtzeitig versandt werden. Daß du es notierst? — Schön — und nun wollen wir das Programm skizzieren. Wenigstens im Umriß. Einzelne Nummern sind bereits festgelegt, nicht wahr, lieber Nikos? — Also — Juwanoff, der Tenor der Petersburger Oper, singt zwei Arien. — Caruso wäre mir freilich lieber gewesen, aber der ist ja seit Oktober im Dollarlande und nicht zu haben! — Dafür werden wir Madame Acks hören, sie hat eine so süße Stimme. Ich denke, das „Büchergesang“ aus Carmen und eine Arie aus „Salome“. Für den musikalischen Teil dürfte das genügen — man soll seine Gäste nicht überfättigen.“ Der Fürst schnalzte mit der Zunge. „Das sind ja wahre Deklamationen!“ „Selbstverständlich! — Mimik und Choreographie sind vertreten durch die Geschwister Wielental! — Reizende Kinder!“ fügte sie, zu Frau von Sandow gewendet, hinzu. — „Madame Rejan, die im Dezember hier gastiert, wird einen ihrer berühmten Vorträge halten, vielleicht „Lamour.“ — „Ah —.“ Der Fürst leckte mit der Zunge seine schmalen Lippen und schnaute durch die Nästern vor Vergnügen. „Den Abschluß bildet dann ein Kofokoball, wie wir ihn im vorigen Winter in Budapest mitmachten — bei der Erzherzogin Augusta!“ „Donnerwetter!“ rief der Fürst hervor, „das ist eine famose Idee — faktisch. Aber die Geschäfte wird ihren Besucher kosten.“ Die Fürstin zeigte eine schmerzliche Leidensmiene und sagte mit vibrierender Stimme: „Wenn da nur nicht immer in deiner derben Redensprache reden wollten, Nikos! — Also, diese Programmnummern stehen fest. Nun fehlt mir aber ein Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Das müßte freilich etwas ganz Originelles sein!“ Der Fürst, der in Erfindung neuer Ideen nicht groß war, brumnte vernehmlich und blickte von einem zum andern. In diesem Augenblick trat Annie ein. Da aber alle zu sehr mit der Lösung des schwierigen Problems beschäftigt waren, wurde sie nicht beachtet. Sie blieb an der Türe stehen, deren Einfassung sie wie ein Rahmen aus Eisenblech, mit goldener Randleiste, umschloß. Der Fürst betrachtete sekundenlang das reizende Bild, dann sagte er: „Ich habe eine Idee, Ja!“ „Nicht möglich, Nikos!“ erwiderte die Fürstin und sah ihn verwundert an. „Eine famose Idee, Ja! Ja! — pardon! — Lebende Bilder!“ Die Fürstin gähnte. „Ah ja, das ist wirklich das Allerneueste!“ Dann lachte sie höhnlich. „Lebende Bilder stellt man heute sogar in Hinterpomern.“ Aergerlich laute der Fürst an seiner Schnurrbartspitze, überließ die Lösung des Rätsels den andern und ging zu Annie, die er lebhaft begrüßte und dann seiner Gemahlin zusah. Annie machte ihren Anix. Die Fürstin lädelte ihr gönnerhaft zu und sagte: „Wie geht es, Kind? Immer noch im Montmond?“ Nach dieser Begrüßung gab sie Annie an Frau von Sandow weiter, die sich die Hand fällen ließ und sich dann nicht weiter um sie kümmerte. Dardy nickte ihr flüchtig zu und war dann gleich wieder bei dem „Bestall.“ „Der Gedanke seiner Durchlaucht wäre zu erwägen“, sagte er. „Es müßte aber etwas Exquisites sein. Was sagen Sie zu „Städtebildern“? — Lebenden — symbolischen natürlich.“ Die Fürstin war elektrifiziert. „Städtebilder? — Ah, das ist brillant! Der Clou der Saison wäre es! — Bitte, erklären Sie mir die Idee!“ Sie zog ihn neben sich nieder und drängte ihren Gatten mit beiden Händen von sich. „Nein, Nikos!“ rief sie, „red mir nichts dazwischen! Du zerstückst mir sonst mit deinen großen Fäßen den ganzen schönen Plan. Und das bitte ich mir aus: die Idee bleibt unter uns Geheimnis!“ Der Fürst knurte und setzte sich zu Frau von Sandow, mit der er sich leise unterhielt. Dardy erklärte inzwischen der Fürstin seine Idee. „Unter Städtebildern versteht ich symbolische Darstellungen, Personifizierung ihrer Eigenart, Inarnationen ihres Wesens, ihren ausgeprägten Typus, gestellt durch lebende Wiber. Ich denke zunächst an Berlin, München, Rom, Paris, Petersburg.“ „Odeff“, hauchte die Fürstin. „Da müßte ich mittun! — Als Dhaliste, die aufs Meer hinausströmt! — Was meinen Sie?“ Dardy lädelte. „Das würde ein Bild von berückender Schönheit“, sagte er. „Wir könnten gleich in den nächsten Tagen den Akt fixieren — in meinem Boudoir. Weiße Seidengewänder! — Rote Farben! — Die Haare gelöst, goldene Swangen an den Armen

hingehojfen auf ein königliches Lager — hinausträumend aufs blaue Meer.“ Mit seinen harten, knarrenden Schritten kam nun der Fürst herbei, und Jona zudte aus ihrem Traum empor. „Rein Gott, hast du mich erschreckt!“ „Verzeih! — aber ich habe eine Idee! — Faktisch! — Frau Annie von Sandow stellt auch ein Bild: das Münchener Kind! — Famose Idee, was?“ Die Fürstin lädelte profant. „Du bist heute großartig, Nikos! Deine Idee ist reizend! Frau Annie im Habit mit Maßkrug und Kabi, im Hintergrund die Frauenarme und das Dolbräuhaus! Das Bild wird Furor machen! — Die Hauptpunkte wären also erlebte, und ich will nun in das Palais fahren. Kommt bu mit, Nikos?“ „Natürlich! — Aber wenn du meine Ritterdienste entbehren könntest, wäre ich dir dankbar. Ich möchte für eine Stunde in den Klub.“ Jona erhob sich lächelnd. „Eine Stunde nur? — Das ist entzückend zu wenig. Sagen wir: bis Mitternacht!“ „Danke, Ja!“ rief der Fürst lächelnd. „Du bist entschieden die Krone der Frauen. Herr von Sandow, wollen Sie die Güte haben und meine Frau ins Palais begleiten?“ Dieser verneigte sich zustimmend, holte Out und Mantel und verließ mit dem Fürstenpaar die Villa. Annie fühlte, daß sie hier überflüssig war. Sie begab sich in ihr Zimmer, rief zornig das teuere Kleid vom Leibe und dachte: „Wozu müßte ich in den Salon gehen? — Um mein neues Kleid zu zeigen und sechs Worte zu reden?“ Sie begann zu weinen, denn sie fühlte sich verlassen von aller Welt, stand einsam und fremd in der großen Stadt. Andern Tages ging sie an die Anfertigung ihres Kostüms zu den „Städtebildern“ und sagte sich: „Ich will bu Sehen sein, damit ich Dardy gefalle und er mich nicht länger absehen kann.“ Dardy ahnte nichts von ihren Gedanken; er stand mitten in der Arbeit und gönnte sich keine Stunde Rast, bis ihn die Fürstin mahnte, einen Tag auszusparen. „Sie überanstrengen sich“, sagte sie, „und werden mir am Ende noch krank, eh alles abgemacht ist. Sie müssen ausspannen und Ihre Kräfte schonen für ein höheres Ziel. Was sagen Sie zu einer Fahrt an den Wannsee? Ich möchte mich einmal nach Herzenslust auf dem Eis tummeln. Kommen Sie mit!“ „Ich wollte ja gerne“, sagte er, „aber es wird wohl nicht gut gehen. Denn ich sehe ja zurzeit gewissermaßen im Dienste Ihres Herrn Gemahls.“ (Fortsetzung folgt.)